

Oberst und Adjutant.

Humoreske von Freiherr von Schlicht.

Der Commandeur des Infanterie-Regiments Peter Heinrich, der Oberst von Radenbach, war ein sehr tüchtiger Offizier, aber bei seinen vielen Vorzügen hatte er auch einen großen Fehler, unter dem seine Offiziere im Allgemeinen und sein Adjutant im Besonderen zu leiden hatten. Er war zuwelen von einem entsehligen Zorn, und dann war es unmöglich, ihm irgend etwas recht zu machen. Selbst ein Lieutenant läßt sich nicht alles gefallen, und so hatte der Herr Oberst denn das Kunststück fertig gebracht, in den drei Jahren, die er jetzt an der Spitze des Regiments stand, drei Adjutanten aufzubrauchen. Ausgeschildert hatte er den vierten: dieser, der Oberleutnant von Bernburg, war ein sehr tüchtiger Beamter, aber dennoch war der Oberst sehr unzufrieden mit ihm, und wie so vieles auf der Welt, hatte auch dieses seinen tiefen Grund. Als der Oberst seinen dritten Adjutanten ablösen ließ, hatten die Brigade, die Division und das General-Commando diesen Schritt zwar gebilligt, aber sie hatten zugleich der festen Erwartung Ausdruck gegeben, daß der Herr Oberst mit dem vierten Adjutanten in glücklicher Ehe leben und sich nicht wieder scheiden lassen würde. Das hieß mit anderen Worten: mit diesem Adjutanten, den Du Dir ja ebenso wie seine Vorgänger selbst ausgesucht hast, mußt Du regieren — wenn der geht, gehst Du auch!

Und das ärgerte den Oberst; denn er gehörte zu jenen Naturen, die sich mit allen vertragen, nur nicht mit denen, die sie immer um sich haben müssen. Nach einmonatlicher Ehe hatte er auf seinen Adjutanten eine vollständige Wuth, die dadurch noch gesteigert wurde, daß seine Familie den Oberleutnant beständig in Schutz nahm. Die Frau Oberst hielt es, ebenso wie manche andere Mutter auch, für ihre Pflicht, ihre Tochter so schnell und so glücklich wie möglich zu verheirathen, und da Olga, die Tochter des Regiments, ein hübsches, schlankes, schwarzäugiges Mädchen von zwanzig Jahren, der Ehe im Allgemeinen und einer Ehe mit dem Adjutanten im Besonderen gar nicht abgeneigt zu sein schien, so war es bei der Mutter sehr bald eine beschlossene Thatsache, daß die Beiden zusammen glücklich werden sollten, zumal sie sicher war, daß der Adjutant ihr Kind wieder liebt.

Leider aber merkte der Oberst die Sache und wurde nach berühmtem Muster verstimmt, und zwar gründlich. Daß seine Tochter sich verloben und verheirathen sollte, wollte ihm absofort nicht in den Sinn, denn er vertrat die Ansicht, daß man auch ohne Ehe glücklich sein könne. Und wenn sie schon heirathen sollte, dann den Adjutanten ganz gewiß nicht, obgleich er an dem Oberleutnant weiter nichts auszuweisen hatte als daß dieser eben sein Adjutant war.

Das Verhältniß zwischen den Beiden wurde von Tag zu Tag schlechter, und als das Regiment zum Manöver ausrückte, hatte der Streit seinen Höhepunkt erreicht: die Beiden verkehrten nur noch dienstlich mit einander. Und der Adjutant suchte dies dadurch auf das Deutlichste zum Ausdruck zu bringen, daß er, wenn irgend möglich, nie etwas anderes als „zu Befehl“ sagte. Schweigend ritten sie im Gelände neben einander, und selbst die Besuche des Statismähigen und des Ordonanzoffiziers, Frieden zu stiften, scheiterten auf das glänzendste. So kam der erste Bilanztag heran, und auf diesen hatte sich der Regimentsadjutant schon lange gefreut, weil er sich fest vorgenommen hatte, bei dieser Gelegenheit einmal mit seinem Herrn Oberst ein sehr ernstes Wort zu sprechen. In Gottes freier Natur, bei schönem Sternenhimmel, angesichts eines großen Borentopfes, kann man gar manches, was man auf dem Herzen hat, ungestraft sagen, besonders wenn man es versteht, eine leichte Trunkenheit zu heucheln. Von der Redefreiheit und der markirten Trunkenheit gedachte der Adjutant den ausgiebigsten Gebrauch zu machen, nicht, weil er sich über seinen Vorgesetzten ärgerte, denn das hatte er sich schon lange abgewöhnt, sondern weil er nicht wollte, daß beständig von den anderen Offizieren über die unglückliche Ehe, in der er mit seinem Brodherren lebe, faule Wahrheiten gerissen würden. Allerdings war der Tag eine Verhöhnung herbeizuführen, so schlecht wie nur möglich gewählt. Am frühen Vormittag hatte der Oberst seinen Adjutanten angeschrien, daß Alle, die nicht contraktlich zum Weiben verpflichtet waren, mit einem Schrei des Entsehlens davonzulaufen. Und als der Oberst in das Bivouac kam, fand er von seiner Gattin einen Brief vor, der mit den Worten schloß: „... hoffentlich bist Du immer recht freundlich und liebevoll mit dem Adjutanten, denn wenn nicht alle Anzeichen trügen, ist Olga sehr, sehr verliebt in ihn, und Dein Kind glücklich zu machen, muß doch Deine erste vornehmste Lebensaufgabe sein.“

„Quatsch“, sagte er ganz laut, als er diese Worte las. „Wie bemerken der Herr Oberst sehr richtig?“ fragte der Statismähige, der in der heißen Suppe rührte und eine an ihn gerichtete Bemerkung des Vorgesetzten überhört zu haben glaubte.

„Reden Sie nicht, sondern essen Sie, Herr Oberleutnant,“ lautete die scharfe Entgegnung, und geforscht schob sich der Statismähige einen Löffel der glühend heißen Suppe in den Mund. Die schlechte Laune des Herrn Oberst wuchs von Stunde zu Stunde, und als der Abend hereinbrach, hatten der Statismähige und der Ordonanzoffizier sich von einem Bataillonsstab einladen lassen — — — mochte der Oberst mit seinem Adjutanten allein den Punsch trinken.

Als gemeldet wurde, daß das Abendessen fertig sei, trotz der Oberst aus dem Zelt heraus, in dem er eine Stunde auf dem Strohd gelegen hatte, und bligte mit Entsaunen auf den gewaltigen Blechschüssel, in dem eine ungeheure Quantität herrlich duftendem Glühweins siedete und zischte. „Aber soll denn das alles trinken?“ fragte der Oberst mißbilligend.

„Ja“, gab der Adjutant mit latinischer Kürze zur Antwort, und gleichsam zur Bestätigung seiner Worte ließ er sich gleich zwei Gläser einfüllen, die er mit unheimlicher Schnelligkeit leerte.

Mit hochgezogenen Augenbrauen sah der Oberst dem Treiben seines Adjutanten zu: „Sie haben schon heute Mittag ganz brav getrunken, Herr Leutnant, wenn Sie so weiter machen, werden Sie sich betrinken, Herr Leutnant!“

„Zu Befehl, Herr Oberst.“ Der Oberst machte große, starre Augen, so etwas von Furcht war ihm denn doch noch nicht vorgekommen. „Das verbitte ich mir, Herr Leutnant,“ brauste er auf, „ich habe Sie nicht zu meinem Adjutanten gemacht, um zuzusehen, wie Sie sich hier betrinken!“

„Zu Befehl, Herr Oberst.“ Klang es zurück, und da der Sprecher sein Glas gerade leergegossen hatte, benutzte er die Gelegenheit, es wieder zu füllen. „Wenn Sie Ihren Vorsatz, wie es scheint, wirklich ausführen wollen, bestrafe ich Sie wegen Trunkenheit im Dienst mit sieben Tagen Stubenarrest — merken Sie sich das, Herr Leutnant!“

„Zu Befehl, Herr Oberst.“ Klang es gelassen zurück, und von neuem führte der Adjutant das Glas an die Lippen. Da der Commandeur nicht mehr ah, zündete der Adjutant sich eine Cigarette an und sah träumerisch den Rauchwolken nach, und während er rauchte, trank er, und während er selbst trank, winkte er mit den Augen dem Burtschen, auch dem Herrn Oberst zu trinken zu geben, aber er sprach kein Wort.

Und dieses Schweigen machte den Commandeur mit der Zeit mehr als nervös, der heiße Punsch ergrünte sein Blut, es triebelte und trabbelte in seinen Adern und ihm war, als wenn tausende von Ameisen in und auf ihm spazieren liefen. Wohl eine halbe Stunde ging so dahin, da konnte der Oberst seinen Zorn nicht mehr zurückhalten.

„Herr Leutnant,“ fuhr er endlich auf, „was denken Sie sich eigentlich bei Ihrem Benehmen? Was bejedenen Sie damit? Wollen Sie mich etwa ärgern?“

„Zu Befehl, Herr Oberst.“ Der Oberst war aufgesprungen und stülpte sich mit beiden Händen auf den vor ihm liegenden Tisch. Mit vernichtenden Blicken schaute er auf seinen Adjutanten. — Der aber trant ganz ruhig seinen Becher leer und füllte ihn dann von neuem.

Der Oberst winkte dem Burtschen, die sich im Hintergrund aufhielten, sich noch weiter zurückzuziehen, dann aber legte er los: „Herr Leutnant, wissen Sie überhaupt, was Sie soeben gesagt haben? Sie verdienen, daß ich Sie vor das Kriegsgericht stelle und erschießen lasse. Wenn schon einer von uns beiden den anderen ärgert, dann bin ich derjenige, welcher — — — verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Oberst.“ Das klang so ruhig, so selbstverständlich, daß der Commandeur für einige Sekunden ganz aus dem Konzept kam. „Zweierlei giebt es nur,“ fuhr der Oberst nach einer kleinen Pause fort, „entweder sind Sie trant oder betrunken.“

„Zu Befehl, Herr Oberst.“ „Dann legen Sie sich gefälligst schlafen — morgen sprechen wir weiter mit einander.“ Gehorjam stand der Adjutant auf und begab sich in das Zelt.

Aber kaum lag er im Stroh, da fing er an zu phantasieren und solch irres Zeug zu reden, daß der Oberst seinen Statismähigen und seinen Ordonanz-Offizier, als diese zurückkamen, freundlich bat, sich in einem anderen Zelt ein Unterkommen zu suchen. Und das that der Herr Oberst nicht ohne Grund: Die anderen brauchten es nicht zu hören, daß sein Adjutant seine Tochter Olga beständig um einen Ruß bat und zwischenburch so toll er konnte auf ihren Vater schalt. Nach und nach wurde der Schlaf ruhiger, aber von Zeit zu Zeit erklang doch noch manchmal: „So'n Kerl, schöner Schwiegervater, ich breche ihm das Genick — küß' mich, Olga.“

strafen ließ, mußte er ihn ablösen lassen, dann kam der fünfte an die Reihe, und die hohen Vorgesetzten wollten, daß der vierte Regimentsadjutant auch der letzte sei. So that der Oberst das Klügste, was er thun konnte: nämlich gar nichts. Er entschloß sich, nicht nur nichts gegen seinen Adjutanten, sondern alles für ihn zu thun, ja, er nahm sich sogar vor, sich einer etwaigen Verlobung nicht zu widersetzen, denn wenn er sein Ansehen retten wollte, mußte er alles thun, was in seinen Kräften stand, und auch nur den Anschein zu vermeiden, als habe er in dem Benehmen seines Adjutanten irgend etwas Tadelnwerthes gefunden, und als habe er gar dessen im Schlaf geprüchene Worte gehört.

Bei Tagesanbruch sahen der Oberst und sein Adjutant zu Pferde, um in das Manövergelände zu reiten, und mit Entsaunen sahen alle, daß der Commandeur sich ganz freundlichlich mit seinem Beleiter unterhielt. Diesen plötzlichen Umkehrung der Gesinnung begriff kein Mensch, am allerwenigsten aber der Adjutant! Der hatte sich aeltern bei dem Versuch, eine leichte Trunkenheit zu marfiren, die Nase derartig beugnen, daß er von nichts mehr eine Ahnung hatte.

Zwei Gulden.

Eine Skizze aus dem Wiener Leben von Balduin Grollier.

Motiz Wasserstoff litt an einer hoffnungslosen Liebe. Der ganze Mensch war hoffnungslos.

Wasserstoff war ein junger Mann von fünfundsiebenzig Jahren und studierte Medizin an der Wiener Universität. Eine völlig hoffnungslose Geschichte. Er stand erst im zweiten Jahrgang, und die Aussicht, daß er sich bis zu seinem Diplom durchringen werde, war eine äußerst geringe. Und wenn auch! Wenn er schon sein Diplom hatte, wolle sich ihm noch ein Arzt wählen? Ein Mensch von schwächlicher, kleiner, verkümmertem Gestalt, schäbig gekleidet — einem solchen Menschen geht man lieber aus dem Wege, als daß man ihn eigens aufsucht.

Motiz Wasserstoff gehörte zu jenen Unglücklichen, die der Bildungstrieb und die verheißungsvolle Ahnung einer andern, besseren und sicheren Welt aus der trüben galizischen Heimath getrieben hatte. Ein edles, aber verhehltes und thörichtes Streben. Seine Wohnung hatte Wasserstoff nun schon seit Jahren im Pappenhof in der Bräutlergasse. Der Pappenhof war ein stattliches Zinshaus mit vier Stockwerken, gut gehalten und Treppen und Gänge von blüthlanter Sauberkeit, ein Verdienst der riegelhaften Hausmeisterin, Frau Kathi Brudner, die da das Scepter führte.

Mit Frau Brudner war, wenn sie gerade nicht aufgelegt war, nicht gut Kirrschen essen. Und wenn sie mit blühenden Augen und rothen Wangen ihre Wohnung betrat, da richteten sich aus einer dunklen Ecke zwei schwarze Augen auf sie in stiller, glühender Bewunderung, in brennendem Verlangen, die Augen Motiz Wasserstoffs.

Er war ihr Zimmerherr. In dem stattlichen, lichten Hause bewohnte er eine kleine, dunkle Kammer, die sie „zu verlassen“ hatte, wie man in Wien sagt, seitdem vor einigen Jahren ihr Mann gestorben war. Sie vertragen sich ganz gut miteinander. Es gab keine Klage.

Es wird ein ewig ungelöstes Räthsel und ein ungelöstes Geheimniß bleiben, wie Wasserstoff es zusammenbrachte, immer am Ersten seine Miethe zu bezahlen, aber er brachte es zusammen, und wie er im Uedrigen hungerte und darbe, das konnte Niemand so recht genau erfahren, auch Frau Brudner nicht. Essen muß der Mensch nicht, kalkultirte er bei sich, aber wenn man bei der Frau Brudner wohnt — die Miethe muß man pünktlich bezahlen, und wenn man das Geld mit den Händen aus der Erde graben müßte. Ein Mensch, der so kalkultirt, ist verliert. Wasserstoff war es, raffend, gierig, leidenschaftlich. Eine nicht bezahlte Miethe hätte die Gefahr heraufbeschwören können, und Wasserstoff hätte lieber den Tod erduldet, als die Trennung. Von seinen Gefühlen hatte Frau Brudner nicht die leiseste Ahnung. Er hütelte sich wohl. Denn außer dem solofalen Hohngeflächter — mein Gott, verhöht hat man ihn ja schon genug im Leben! — war noch etwas Anderes, viel Schredlicheres zu gewärtigen — wieder die Trennung.

So unbegreiflich war Wasserstoffs Leidenschaft durchaus nicht. Frau Brudner war groß und üppig von Gestalt; sie überragte ihren Zimmerherrn gut um Haupteshöhe. Gutmüthig, wie sie im Grunde trotz ihres vielen und lauten Schellens war, ladte sie gern, wobei ihre prachtvollen Zähne vorthelhaft zur Geltung kamen. Besondere Sorgfalt wandte die etwa dreißigjährige Frau nur ihrem gelben, goldglänzenden Haar zu, das immer nett und nicht ohne Kunstfertigkeit angeordnet war. Sonst hielt sie nicht viel auf Toilette.

Stundenlang konnte Wasserstoff in seiner dunklen Kammer, selbst unbedenkt von ihr, lauern, um sie zu beobachten und ihren Bewegungen mit brennenden Blicken zu folgen. Er lebte wie im Fieber. Diese Thunelndfigur hatte es ihm angethan. Eines Tages wurde Wasserstoff von seinem Beobachterposten aus Zeuge einer Scene, die sein lebhaftes Interesse in Anspruch nahm.

Frau Brudner hatte tags zuvor in ihrer Wohnung gründlich herumgerüstet und sich nun von der Straße einen Hausrath heringewinkt. Frau Brudner hatte fürchterliche Musterung gehalten. Da waren noch einige Dinge, die ihr nur im Wege standen oder ihr sogar Motten in's Haus züchteten, — die letzten Reste des Nachlasses von ihrem Seligen; sein eiserner Waschtisch, sein Rasirzeug, ein Winterrod, ein Paar Stiefel und sonst noch einige geringfügige Effekten, als vornehmliches Stück darunter ein alter Chlinderhut.

Der Mann der Geschäfte trat innerlich erfreut ein. Er hielt es aber für angemessen, seine Freude nicht erkennen zu lassen. Die Sachen seien gar nichts werth, meinte er nach einer kurzen, geringfügigen Prüfung, aber weil die Frau eine gar so schöne und liebe Dame sei, wolle er etwaige Verhandlungen nicht ganz von sich weisen. Frau Brudner gestand zu, daß es keine besonderen Kostbarkeiten seien, die sie darbot, aber etwas sei der Kraam ja doch werth und sie wolle ihn einmal aus der Wohnung drausen haben.

Es gab kein scharfes Feilschen, als es zur Preisbestimmung kam. Unter einer Fluth von Schwüren, Wehwehungen und herzbewegenden Klagen versicherte der Hausrath, daß er für den ganzen Krempel unmöglich mehr als acht Gulden geben könne.

Frau Brudner hörte theilnahmlos zu. Ihr gingen die herzerregenden Klagen nahe, und sie sagte, daß sie gerne einen Gulden nachlassen und sich mit sieben begnügen wolle. Sie that noch ein Uebiges. Sie hieß den Mann sich setzen und trug ihm einen Zmbiß auf. Es wird ihm doch wohlthun, dem armen Gajcher, dachte sie sich.

Als es zum Bezahlen kam, stellte es sich heraus, daß der Hausrath überhaupt nur fünf Gulden im Vermögen hatte.

„Wenn Sie mir nicht trauen, schöne Frau,“ sagte er, „so lasse ich die Sachen einwillen hier. Ich laufe in die Leopoldstadt, verschaffe mir die zwei Gulden, und hole sie dann ab.“

„Wozu sollen Sie erst den weiten Weg machen! Nehmen Sie die Kraamuri nur mit; Sie werden mir die zwei Gulden schon bringen.“ Seine Schwüre, daß er die zwei Gulden „heute noch“ bringen werde, drohten sich in's Endlose zu verlieren; Frau Brudner aber schnitt sie ab, indem sie einfach sagte: „Schon gut; Sie werden mich nicht betrügen.“

Und dann half sie ihm noch beim Aufpacken und gab ihm zum Abschied die Hand.

Motiz Wasserstoff hatte die Scene mit wachsender Aufregung verfolgt. Als der Hausrath sich entfernt hatte, begab er sich zu Frau Brudner hinein, um mit ihr zu reden. Das Erste, was er ihr vorzulegen hatte, war, daß sie die Sachen zu billig hergegeben hätte. „Das weiß ich ja,“ meinte sie gutmüthig; „aber weil's gar so ein armer Teufel war!“

Gut, aber ob sie denn gar so sicher sei, daß er die zwei Gulden bringen werde. „Ganz sicher!“ „Schwören möchte ich noch nicht darauf.“

„Das wär' ja die höchste Schmeichelei!“ eiferte sie. „Nein, arme Leute sind gewöhnlich nobler, als die Noblichth.“

Als Wasserstoff Abends nach Haus kam, war seine erste Frage, ob der Mann mit den zwei Gulden dagewesen sei. „Nein; er wird schon kommen,“ lautete die Antwort.

Wasserstoff schlief in dieser Nacht nicht. Der Mann mit den zwei Gulden ging ihm nicht aus dem Kopf. Seine Aufregung wuchs, als er so dagal, und sie steigerte sich zu einem förmlichen Fieber. Der Mann wird nicht kommen, sagte er sich immer wieder. Der Schuft, der Schuft!

Am nächsten Vormitag blieb er eigens zu Hause, um abzuwarten, ob der Mann kommen werde. Er wartete vergebens. Abends fragte er wieder, — er war nicht gekommen. Er trirschte mit den Zähnen. Frau Brudner nahm die Sache aber gar nicht tragisch und blieb gleichmüthig dabei: „Er wird schon kommen!“

„Ich fürchte, daß er Sie betrügen wird, Frau Brudner,“ sagte er, „Sie schon betrogen hat.“

Sie sann eine Weile nach, dann erwiderte sie: „Ich glaub's noch immer nicht, und wenn er's wirklich thät, — wie schredlich arm und unglücklich muß ein Mensch sein, bevor er zu etwas thut!“

Sie ahnte nicht welche Wirkung ihre Worte auf Motiz übten, zu welcher Größe sie vor ihm aufwuchs in ihrer Wildde und Barmherzigkeit. Wieder verging die Nacht wie im Fieber und wieder der Vormitag im vergeblichen Warten. Da suchte er sich den einzigen Uebertrod herover, den er hatte, und unterzog ihn einer fachmännischen Untersuchung. Der Rod war auch für den Wiederverkäufer noch keine drei Gulden werth. Er wollte ihn, wenn's nicht anders ging, für zwei Gulden an den Mann bringen.

So schlug er seinen Rod los, es ging nicht anders, für zwei Gulden. Nach Hause zurückgekehrt, fragte er wieder hastig, ob der Hausrath dagewesen sei, und als er wieder eine verneinende Antwort erhielt, da schlug er sich vor den Kopf, lachend über die eigene Bergeblüthigkeit. Der Mann sei

ja am Vormitag dagewesen, gerade als Frau Brudner fortgegangen sei, und habe ihm — die zwei Gulden für Frau Brudner übergeben.

Frau Brudner nahm die zwei Gulden, dankte ihm, und schüttelte den Kopf über seine offensichtliche Verwirrung. Am Abend erzählte sie ihren Berufsgeoffinnen die ganze Geschichte. Wie man sich halt doch immer in Acht nehmen müße, schloß sie. Wenn sie nicht zufällig ihren Zimmerherrn fragt, ob er nicht die zwei Gulden von dem armen Hausrath getriegt hätte — wer weiß, ob sie je in im Leben gesehen hätte. So sind die Leute!

Unberufene Kunstkritiker.

Allerhand Erlebnisse von berühmten Malern, die sie beim Studienmalen durch die Berührung mit dem ungeladenen Publikum auf der Straße hatten, erzählt eine Londoner Kleine. Als Boughton in Amerika skizzirte, tam ein Farmer, der gepflügt hatte und den er auf seinem Bilde auch festgehalten hatte, heran, um das fertige Bild zu prüfen. „Ah,“ sagte er tritisch, „das ist ausgezeichnet. Wieviel verlangen Sie nun dafür?“ „Oh, nicht viel,“ erwiderte Boughton, „nur \$50.“ „50,“ rief der Farmer ungläubig aus. „Nun erzählen Sie mir nicht, daß Jemand ein so großer Narr sein kann, um \$50 für das Ding zu bezahlen. Ich muß ja zwei Monate pflügen, um so viel zu verdienen.“

Und keine Betteuerung konnte seine Ueberzeugung erschüttern, daß Boughton sehr aufschneit, als er andeutete, es könnte doch wohl Jemand \$50 dafür bezahlen. Arthur Hader malte einmal in der Umgebung von Paris eine Gruppe Bauern, als ein Arbeiter die Skizze bestaunte. „Ah,“ sagte er, „das ist aber gut. Ich werde Ihnen etwas sagen, Sie sollen meine Frau malen. Es kommt mir nicht auf den Preis an, — 50 Cents, 75 Cents ... ich will sogar einen Dollar für ein Bild wie dieses zahlen!“ „Mehr als einmal,“ erzählt Hader, „hat ein Arbeiter mir eine so luttige Schätzung seiner Werthbestimmung meiner Arbeit gegeben. Einer sagte ein zu mir: „Ich kann wohl sagen, daß jenes Bild zwei Dollars werth ist, wenn es gerahmt und gefirnigt ist.“ Als Sir J. G. Millais bereits Akademiker war, brachte er einige Taae in einem kleinen Dorfwohnsaun in der Umgegend von London zu, und am Ende seines Besuchs zeigte er dem Wirth die in der Zeit gemalten Bilder. Auf letzteren machten sie augenscheinlich Eindruck, denn nach reichlicher Ueberlegung sagte er: „Sehen Sie, mein Herr, ich werde Ihnen sagen, was ich thun will. Malen Sie mir ein passendes Bild wie eins von diesen auf mein altes Schild, und ich werde nichts von der kleinen Rechnung sagen.“ Damals aber bekam Millais schon wenigstens \$10,000 für ein Bild und die kleine Rechnung betrug etwa sieben Dollars . . .

Ein galanter General. Ein anslischer Leutnant, der während des Krimkrieges in Sebastopol gefangen sah, erhielt eines Tages von seiner Braut einen Brief, in welchem sie ihm schrieb, er solle ihr doch einen Knopf von Menschlichkeits Rod schicken, denn sie hatte zuversichtlich, er werde den russischen Oberbefehlshaber gefangen nehmen. Dieser Brief war natürlich erst in das englische Lager gekommen, wurde aber nach Sebastopol geschickt und fiel auf diese Weise dem General in die Hände, der erst alle Briefe öffnete, bevor er sie den Gefangenen zusellen ließ. Als er die eigenthümliche Zumuthung gelesen, überflog ein Lächeln seine strengen Züge. Sofort nahm er eine Scheere, schnitt einen Knopf von seinem Rod ab, legte ihn in ein Kuvert und schrieb dazu folgende Zeilen: „Sehr geehrtes Fräulein! Zu seinem großen Bedauern ist Ihr Bräutigam noch nicht in der Lage, Ihren Wunsch zu erfüllen und sich selbst als Gefangener im russischen Lager befindet. Ihren Herzenswunsch aber nach einem meiner Knöpfe erfülle ich gern, und sende den beifolgenden, den ich selbst von meinem Rod abgeschnitten habe, da Ihr Bräutigam vorausichtlich wohl kaum in die Lage kommen wird, Ihren beifolgenden Wunsch zu erfüllen.“

Ein Unteroffizier. Tourist: „Wie kommt's, daß das Echo jetzt schweigt?“ Führer: „Sie dürfen's nicht in 'nes fremden Sprache anrufen, die versteh's nicht.“

Im Sühne-Termin. Gerichtsrath: „Wie lat sind Sie, gnädige Frau? — hm, die Frage geriert Sie wohl?“ Frau Doktor: „Die Frage weniger, aber die Antwort!“

Doß! „Nichts Neues, Herr Partwächter?“ „Doß — die frische.“

„Nichts Neues, Herr Partwächter?“ „Doß — die frische.“